50514
48.10

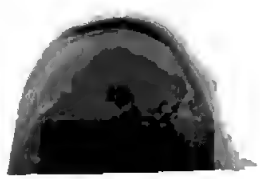
WIDENER

HN WRL2

514.415.10

Harvard College Library

BOUGHT FROM THE FUND
SUBSCRIBED FOR THE
DEPARTMENT OF GERMAN



Timm Kröger

von

Gustav Falke

Verlag Janssen, Hamburg

Timm Kröger

Timm Kröger

Von

Gustav Falke

Hamburg 1906
Alfred Janssen

50514.48.10

HARVARD COLLEGE
JUL 19 1920
LIBRARY

German Dept. fund

In meinem Garten, hart an der Grenze, ſteht ein alter Dornbuſch. Er ſtreckt ſeine runzeligen, wie von Gicht gekrümmten Arme weit aus. Aber er iſt nicht krank, der alte Burſche. Er grünt und blüht jedes Jahr ganz fröhlich, und ſein breitausladendes Dach gibt den um ſeinen krauſen Wurzelſtamm angebrachten Ruhebänken einen ſchönen Schatten. Kühl ſitzt ſichs da, wenn draußen die Sonne brennt und die Luft leiſe durch das Gewirr der alten Äſte und Zweige ſtreicht.

Über den ſchlichten Drahtzaun fällt der Blick auf eine üppige Wieſe, wo bisher die Ziegenherde des Nachbars ihre Euter füllte. Jetzt iſt die grüne Fläche ein Erholungsheim für die geplagten Roſſe eines Taxameterkutſchers, die hier nach den ausmergelnden Strapazen des großſtädtiſchen Straßenlebens wieder zu einiger Rundung gedeihen. Füllenhaft, ganz ihre Ketten vergeſſend, gebärden ſich

dieſe armen Droſchkenſklaven in der köſtlichen Freiheit unverhoffter Weidegründe. Wie komiſch unbeholfen ſie über den welligen Boden galoppieren. Die alten verſteiften Gelenke müſſen erſt wieder geſchmeidig werden. Mit welchem Behagen ſie ſich in dem hohen Graſe wälzen.

Ein breites Bächlein, das Heimatkundige und Heimatſtolze als einen „Nebenfluß“ der Alſter begrüßen, teilt dieſes Wieſenland in zwei Teile. Drüben graſen buntſcheckige Kühe, und Rind und Roß ſtehen oft gedankenvoll am „Ufer“, und mag jedes Verlangen nach dem gedeckten Tiſch des andern haben, wenn nicht gar ein Höheres oder Tieferes ihre Seele bewegt.

Bei den Roſſen wäre vielleicht eine Sehnſucht in die Weite, in mehrere Freiheit, zu vermuten, weit weg, irgend wohin, wo es kein ſtaubiges Pflaſter, keine hohen langweiligen Häuſerreihen, keine heißen Haltepläße und keine Schußleute und Peitſchen gibt und ſelbſt die Erinnerung daran auf immer verblaßt. Vielleicht beneiden ſie Lampe, der manchmal in flüchtigen Sätzen übers Feld ſpringt. In den nahen Kohlgärten, vielleicht gar in meinem, hat er geſpeiſt und hat es nun eilig,

denn er bezahlt nicht gern und drückt ſich, bevor die Rechnung kommt. Er ſpottet des Bächleins und verſchwindet bald drüben am Chauſſeerand.

Ein hoher, alter Baumſtand, Eichen und Buchen, faßt dieſes Wieſenland ein. Ein langgeſtrecktes Strohdach ſchimmert hindurch. Hier auf der Bank unter dem Dornbuſch habe ich die meiſten der kleinen Novellen Timm Krögers geleſen. Und es war dieſelbe Luft, da draußen und im Buche. Und wenn mal das Brüllen einer Kuh, das Krähen eines fernen Hahnes hineinklang, war es, als gehörte das dazu, als die rechte Muſik zu dieſem Text. Aber jeder hat nicht ſo einen Schattenſitz unterm Dornbuſch. Tut nichts. Er wird das bald vergeſſen, mag er am Schreibtiſch, auf dem Faulbett oder auf einer alten Kiſte in irgend einer Bodenecke, was ich übrigens ſehr empfehlen möchte, leſen. Schon nach den erſten Seiten wird er draußen ſein, da, wo Timm Kröger ihn haben will. Im Kuhſtall, auf dem Heuboden mit Hein Wieck, hinter dem Ofen mit Jaſper Thun, auf der nebligen Heide mit Peter Holling, oder am Rande einer Moorkuhle mit dem alten kurztretenden Jens Jen-

ſen, der früher der Teufel war, aber im Alter, als ihm die Teufelswirtſchaft nicht mehr gefiel, ſich bei Hans Vierth in Seefeld als Tagelöhner verdingte.

So ein Zauberer iſt Timm Kröger. Er iſt im geheimen Bund mit den Unterirdiſchen, die im Schoß der Erde die Samenkörnlein pflegen, die das Gras wachſen laſſen und die grünen Saathalme heimlich vergolden, ein köſtlicher Raub für die Schatzkammer der Menſchen. Aber auch mit jenen iſt er im Bunde, die abends am Moorwaſſer ſitzen und ihre Pfeifen rauchen, daß es wie ein Nebel weit über die ſtille Heide zieht, oder die zu gelegener Stunde dem Menſchen heimlich ein Bein ſtellen, wenn er ſo „as ſühſt mi woll Ick bin ick“ daherſtapft. Und mit einmal liegt er auf der Naſe. Aber auch mit den Überirdiſchen iſt er im Bunde, die einen ſo ſchnöde Gefallenen liebreich wieder aufrichten: „Jung, Jung, is noch god gahn. Awer nehm di 'n annermal 'n beten in Acht. Hörſt du?“ Er iſt ſelbſt ſo ein Wurzelmännchen, Feld- und Wieſengaſt und Heubodenkobold, oder was er gerade ſein will. Kurzum, er iſt ein Dichter.

Timm Kröger wurzelt mit seiner Dichtung tief im heimatlichen Boden. Seine Kunst ist Landesprodukt, holsteinische Frucht. Wie Storm, Groth, Liliencron, saugt er seine beste Kraft aus der Scholle seines engeren Vaterlandes. „Ich bin Heimatdichter, weil mir die Sehnsucht nach Jugend und Heimat die stärksten Impulse gibt.“ Aus einem alten Bauerngeschlecht, hat seine Jugend die Hand am Pfluge gehabt und die Egge über die Scholle geführt, der auch jetzt die Kraft und Arbeit seines dichtenden Alters gehört, indem er ihr aus Erntegold und allerlei Blumen des Feldes einen schimmernden Kranz der Liebe windet.

Der Herr Justizrat und Notar in Kiel, der als Sechzigjähriger noch nicht daran denkt, die Hände in den Schoß zu legen, mag selbst erzählen, wie er von Pflug und Egge weg unter die Talarträger der heiligen Themis geriet und in seinen alten Tagen auf die gemeldete löbliche Kranzbinderei verfiel. Er erzählt nicht schlecht, der alte Herr, und so hört mans gewiß lieber von ihm selbst, als aus „zweitem Munde“.

* *
*

Ich ſtamme aus einem alten niederſächſiſchen, im eigentlichen „Holſtein“ zwiſchen Rendsburg und Hanerau-Hademarſchen anſäſſiſchen Bauerngeſchlecht, das, ſoweit die Nachrichten reichen, die Hörigkeit niemals getragen hat, wie denn in unſerer Gegend Adel und Leibeigenſchaft immer unbekannte Dinge geweſen ſind. Da ſchleppt man die guten und ſchlechten Eigenſchaften eines unabhängigen freien Bauern als Erbteil hinter ſich her.

Haale heißt das Dorf, wo ich geboren bin; es liegt eine Meile öſtlich von Theodor Storms Hademarſchen und iſt ein aus verſtreuten Gehöften beſtehendes Dorf.

Den größten und ſchönſten Hof hatten meine Eltern, Hans Kröger und Trincke Kröger geb. Bornholdt. An Geld und Gut hätte Vater ſich manchem kleinen Gutsbeſitzer gleichſtellen können, er war aber nichts als ein Bauer und wollte nichts anderes ſein.

Zehn ſeiner Kinder ſind groß geworden, ich bin das jüngſte, — am 29. November 1844 geboren. Wie meine Geſchwiſter beſuchte auch ich die Dorfſchule.

Den Rieſenanteil am Unterricht nahm die Religion in Anſpruch; die Anfänge eines deut-

ſchen Aufſatzes wurden erſt ein Jahr vor meinem Abgang eingeführt.

Ich war aber inzwiſchen blinder Mitleſer ungezählter Romane geworden, die mein Bruder Hans aus einer Leihbibliothek bezog. In unſerm Haus fand ſich ferner eine Anthologie deutſcher Klaſſiker und ein Leſebuch, worin der Selbſtunterricht im Aufſatzſchreiben nach franklinſcher Methode empfohlen wurde. Hans ſchaffte ſich auch Schillers Werke an. Ich las alles, ich verſchlang alles, ich machte Aufſätze, wie im Buch vorgeſchrieben war, — Schillers Gedichte erſter Periode hielt ich für den Gipfel aller Kunſt.

Mein Vater war 1855 geſtorben, Mutter zog 1859 aufs Altenteil, Hans erhielt den Hof. Seinem Einfluß habe ich es zu danken, daß ich Oſtern 1860/61, ein Jahr lang vor meiner Konfirmation, die Privatſchule des Theologen Theodor Speck im Kirchdorf Hohenweſtedt beſuchen durfte.

Es war ſchon im Dorf davon die Rede geweſen, daß ich „Prieſter“ werden müßte; nun meinte auch mein Lehrer, ich ſollte ſtudieren. Aber Mutter und Bruder hatten damit nichts im Sinn.

In Haale hatte ich viele, viele Male meine Knöpfe abgezählt und gefragt, ob mich das Schickſal wohl jemals Studierens halber nach Jena — wo Schiller gelehrt hatte — führen werde; — jetzt in Hohenweſtedt, zwei Wegſtunden von Haale, zählte ich die Tage, wo ich wieder nach Haale könnte. — Nun hatte ich Heimweh und lehnte aus dieſem Grunde die Führung nach Jena ab.

Ich kam alſo wieder nach Haus und wollte Bauer werden. Als Landwirtſchaftslehrling pflügte und eggte ich im Dienſte meines Bruders, fand aber an körperlicher Arbeit wenig Gefallen. Beim Pflügen und Eggen kamen vielmehr alte Gedanken und alte Träume. Ich beklagte mein Geſchick, unternahm aber nichts, es zu wenden. Mir war, wie dem träumenden Backfiſch ſein mag, wenn er auf den Prinzen wartet. Ich hoffte auf ein Wunder, es kam aber kein Wunder, ich mußte vielmehr ſelbſt Hand anlegen. Und eines Tags bei einem ſehr proſaiſchen Geſchäft ſtellte ich meine Forke in die Ecke und überraſchte Mutter und Geſchwiſter durch die Erklärung, daß ich „ſtudieren wolle“.

Es war um Pfingſten 1863, ich war

18½ Jahr alt geworden. — Achtzehn Wochen hindurch erhielt ich Unterricht in den alten Sprachen von meinem Lehrer Theodor Speck, und wurde Michaelis 1863 in die Obertertia der Kieler Gelehrtenschule aufgenommen. Ich war aber nur ein viertel Jahr lang Schüler des Gymnasiums. Mit reiferem Verstande, reiferer Lebensansicht, zum Teil auch mit reiferem Wissen ausgerüstet, erkannte ich es als einen Irrtum, als erwachsener Jüngling pari passu mit den so viel jüngeren Knaben durch die Klassen gehen zu wollen, auch vermochte ich nicht so viel Demut aufzuwenden, die Behandlung, die von einzelnen Lehrern beliebt wurde, zu ertragen.

Ich verließ die Schule, nahm in Kiel bei Studenten Privatstunden in alten Sprachen und stellte mich im übrigen auf mich selbst.

Ich bedaure, daß mich das Leben so geführt und mich noch einsamer und eigener gemacht hat, als ich ohnehin schon nach einer unserer Familie eigentümlichen Eigenschaftsschichtung war. Die Freundschaften, die man auf Schulen schließt, die Gönnerschaften, die Leitung und Führung junger Leute durch ältere, Anschluß an Familien, — das alles hat mir zu einer

Zeit gefehlt, wo es mir am notwendigſten geweſen wäre.

Die Kieler Univerſität verlangte bei der Immatrikulation kein Reifezeugnis; ich habe denn auch keine Prüfung beſtanden, die mich den Gymnaſialabiturienten gleichſtellte. Ich bemerke das, ohne den von mir gegangenen Weg zu empfehlen; mein Wiſſen und Können hat immer etwas Ungleichmäßiges, Brüchiges behalten.

Oſtern 1865 ließ ich mich in Kiel als Student der Jurisprudenz einſchreiben, — ohne mich zu einem Fachſtudium für reif zu erachten. Ich arbeitete für und für an meiner allgemeinen Bildung, ich habe dieſe Arbeit niemals abgeſchloſſen.

In den Jahren 1866—1868 war ich in Zürich, in Leipzig und in Berlin immatrikuliert, 1869 beſtand ich in Kiel die erſte juriſtiſche Prüfung, im Jahre 1873 das große juriſtiſche Staatsexamen in Berlin, nach dem meine praktiſche Vorbereitung in Meldorf, Altona und Kiel vorſchriftsmäßig abſolviert worden war.

Ich nenne kurz die Ortſchaften, wohin mich die Juſtizverwaltung zur Vertretung von Rich-

tern und Staatsanwälten entſendete: Calbe an der Saale, Lyck in Maſuren, Pillkallen in Litauen. 1874 war ich Kreisrichter in Angerburg-Oſtpreußen, 1876 Staatsanwaltsgehilfe in Marienburg in Weſtpreußen, 1876—1879 Rechtsanwalt und Notar in Flensburg, nach kurzer Zwiſchenzeit in gleicher Stellung bis 1892 in Elmshorn, von 1892—1903 in Kiel. Zur Jahreswende 1902/1903 habe ich meinen Ämtern entſagt.

Seit 1876 bin ich verheiratet. Meine erſte Frau Idaline geb. Boie (dem dithmarſiſchen Geſchlecht der Boies angehörig) habe ich 1887 durch den Tod verloren, 1890 habe ich die Schweſter Hilda wieder genommen. Zwei Kinder habe ich, ſie ſind von meiner erſten Frau. Meine Tochter Luiſe Helene ſtudiert klaſſiſche Philologie, mein Sohn Hans Boie iſt Referendar.

Noch einmal komme ich darauf zurück, daß ich ſo ſpät und ohne rechte Führung zum Studium gekommen bin. Ich glaube, daß mir bei rechter Leitung die juriſtiſchen Arbeitsſielen, worin ich ſo lange, ohne mich wohl darin zu fühlen, am Karren gezogen habe, erſpart worden wären. Aber wie lange ich

auch im Karren ging, die Hoffnung auf einen meinem poetiſchen Schaffen allein gehörigen Feierabend habe ich niemals aufgegeben. Erſt 1888 bin ich auf Liliencrons Anregung dazu gekommen, die Feder zu kleinen Schöpfungen anzuſetzen. Da ich niemals ſo recht zweien Herren habe dienen können, ſo fiel nur Kleines (in jeder Beziehung Kleines) ab.

Sachlich habe ich von Storm, von Björnſen (Bauernovellen), von Tolſtoi (Wirt und Knecht) und von Daudet (Briefe aus meiner Mühle) die kräftigſte Anregung erhalten; in der Form machte Maupaſſant großen Eindruck auf mich.

Ich bin Heimatsdichter, weil mir die Sehnſucht nach Jugend und Heimat die ſtärkſten Impulſe gibt. Ich war es ſchon 1868, als ich in Leipzig in einer künſtleriſch wertloſen, überdies in Verſen abgefaßten Erzählung mein Heimweh niederſchrieb.

Wenn die Sehnſucht in mir erwacht, die zu Dichtungen führt, dann ſehe ich immer unſern ſo herrlich in die Niederung der Wieſen und Moore vorgeſchobenen Hof. Die alten Bäume ſehe ich, namentlich die vielhundertjährige Ulme und die ebenſo alte Linde, die damals (jetzt haben ſie fallen müſſen) vor den

Stubenfenſtern am Weg ſtanden, ich ſehe ihre Wipfel wie mit großen Augen nach dem verlaufenen Jungen auslugen.

Das Leben hat mich abſeits geführt, und doch hätte gerade mir — ſo ſcheint es — das Gegenteil dienen müſſen. — Ich denke zuweilen, mein Charakter und mein Geſchick hätten mir nicht ſo viele Steine in den Weg wälzen ſollen. Ich hätte dann hoffen dürfen, meinem Herrn, wenn er einſtmals heimkehrt und das geliehene Pfund und deſſen Früchte heiſcht, mehr vorlegen zu können, als ich jetzt zur Verfügung habe.

Aber, wer weiß!?

* * *

Wenn der Herr Juſtizrat Timm Kröger mit ſeinem geliehenen Pfunde oben anklopft und Petrus ihn in das Privatkontor führt, allwo der liebe Gott vor dem großen Hauptbuch ſitzt, „mit einem langen grauen Bart, wie ihn Anno 1847 der Herr Phyſikus Doktor Mau in Rendsburg trug“, und in den Vorzimmern die Herren Schreiber, mit etlichen Tintenſpritzern auf den weißen Flügeln, ihn mit der bekannten büreaukratiſchen Überlegenheit, die ein

Schreiberengel auch einem preußiſchen Juſtizrat gegenüber markiert, muſtern — da mag er zaghaft die Zinſen noch mal raſch überſchlagen und bangen, ob es auch reichen wird. Und wenn der liebe Gott nun ſeinen grauen Phyſikusbart ſtreicht und ſo ſchief übers Konto weg ſagt: „Mein lieber Timm, das ſind ja noch nicht drei Prozent“, und kratzt ſich hinter die Ohren, wie einer, der ſieht, daß er ſich auf ein faules Geſchäft eingelaſſen hat — das wäre ja dann freilich Anlaß zu Demut und Betrübnis. Aber ſo viel wir ihm hier unten ſchon nachrechnen können, wird er ſo ſchlecht nicht abſchneiden. Er hat nach unſerer irdiſchen Einſicht mit ſeinem Pfunde als ein fleißiger und getreuer Knecht gewuchert und kann ſich als ein „gemachter“ und „vermöglicher“ Mann auf die Seite der „Angeſehenen“ im Lande ſtellen, vor denen jeder in Reſpekt den Hut zieht. Und an ſolchen Reſpektsperſonen fehlts ja in ſeiner Heimat nicht.

* * *

Das kleine Holſteinland iſt ein reiches Land mit den wogenden Kornfeldern, den wildreichen Wäldern und blauen Seen ſeines Oſtens und

den ernſten Marſchen ſeines Weſtens, wo auf den weiten üppigen Weiden die fetten Rinder gehn, im Schutz breiter grüner Deiche, hinter denen der „blanke Hans“ in der Ohnmacht ſeiner räuberiſchen Gelüſte grollt und droht. Aber auch da, wo in den weiten Heide- und Moorflächen der darüberhin eilende Blick keine Reichtümer zu ſehen vermeint, liegen goldene Schätze, von denen ein Glanz und Schimmer über das ganze Land ausgeht. Nicht jeder weiß dieſe Schätze zu heben, aber das Land iſt nie arm an ſolchen geweſen, die da mit köſtlichem Gewinn für ſich und ihre Heimat zu ſchürfen wußten. Das ſind die Dichter.

Die holſteiniſche Dichtung iſt recht eigentlich ein Kind der Heide. Hier ſteht ihre Wiege, geſchaukelt von den Winden, die meerfeucht von allen Seiten über die welligen Hügel ſtreichen, umſummt von den Bienen, die im warmen Sonnenſchein über die blühende Heide ſchwärmen. Und der erſte Kranz, den ſie ſich ſpielend auf ihre blonden Locken drückte, war ein Ring roter Erika.

Wohl ſchweifte ſie ſingend durch die weiten Buchenwälder, ſchürzte das Kleid zum Sturmgang über die einſamen Deiche und ſchreckte

nicht davor zurück, sich von den grauen Wogen der Nordsee weit hinaustragen zu lassen und dem blanken Hans in die weißen Zähne zu lachen. Aber ihre Heide blieb ihr Liebstes, wohin sie immer wieder zurückkehrte, neue Kräfte sammelnd aus der Berührung mit ihrem mütterlichen Schoß. Hier war ihr Herz, ihre Heimat. Wie sie auch heißen, Claus Groth, Theodor Storm, Detlev von Liliencron — das schönste, eigenste ihrer Dichtung ist der Heideduft. Das Weitausspinnende, Träumerische, den geheimnisvollen Mund und das feine Ohr der Einsamkeit und ihre klugen Märchenaugen, das haben sie alle. Und das hat auch Timm Kröger, der sich diesen dreien als echter Holsteindichter anschließt.

* * *

„Sachlich habe ich von Storm ..... die stärkste Anregung erhalten." Doch ist Krögers Gebiet kleiner, der Schauplatz seiner Erzählungen mehr auf das Ländliche, Dörfliche beschränkt. Die weiche Stimmung Storms eignet auch ihm, das weiche Sachsengemüt, doch das tiefe lyrische Pathos seines großen Landsmannes fehlt ihm. Auch scheint ihm die Gabe,

Verſe zu machen, verſagt oder doch nur im geringen Maße verliehen zu ſein. Die paar Proben in der „Wohnung des Glücks“, die je ein Kapitel einleiten, ſind wohl ganz hübſch, aber doch nicht ſchwerwiegend. Wohl kann auch Timm Kröger ſich gelegentlich zu tragiſcher Kraft ſteigern, wie im „Schulmeiſter von Handewitt“ und im „Um den Wegzoll“, aber im ganzen iſt er eine mehr ruhigere, behaglichere, mehr epiſche Natur. Storms novelliſtiſche Anfänge waren rein lyriſch, auseinandergelaufene Gedichte. Timm Kröger, ſo ſehr ihm jede Stimmung zu Gebote ſteht, kommt von der Skizze her, von der mit behaglichem Humor vorgetragenen Anekdote, durchaus als Erzähler. Mit der Luſt am guten Erzählen, mehr als mit der Abſicht des ein Kunſtwerk bewußt geſtaltenden Künſtlers; ſo wie ſich bei Hans Ohm („Wie mein Ohm Miniſter wurde“ in der Novellenſammlung „Leute eigener Art“) eine Geſchichte meldet und bittet: „Lat mi rut, lat mi rut!“ Und der alte Sonderling Jaſper Thun, der in ſeiner Jugend auch ein großer Erzähler geweſen, nun aber ſchon ſeit Jahren ſchweigſam und menſchenſcheu in ſeiner Ofenecke ſaß, „lachte

tief und herzlich von innen heraus und schüttelte sich in seinem braunen Lehnstuhl". Und nun muß Hans Ohm, der Flickschneider, zum Verlehntsmann Jasper Thun in die Kathe ziehn und ihm Geschichten erzählen. Dafür hat er freie Wohnung. Jetzt lebt der alte Jasper wieder auf, Jasper Thun, der schon als Knabe „vor allen Dingen die Bilder seiner wachen Träume" geliebt hatte und dann, als er groß geworden war, für klug galt und ein guter Erzähler wurde.

„Das ist für immer dahin, dachte er. Aber einem anderen Erzähler zuzuhören, auch das ist ein hoher Genuß. Dem alten Mann war auch das lange nicht vergönnt gewesen, denn ihn besuchte kein Mensch, und der verflossene Detlev-Schneider war schwerhörig gewesen und hatte keine Geschichten erzählt. Margret sprach wohl allerlei, aber das war doch nicht eigentlich das, wonach seine Seele verlangte. Das waren Frauengeschichten „von em un von ehr" und Klatschgeschichten, die den Willen oder die Leidenschaften aufstachelten, aber nicht Geschichten, die einen mit ihren feinen Widersprüchen und lustigen Verknüpfungen noch erfreuen konnten, wenn man sonst nichts mehr

vom Leben erwartete. Was weiß Margret von der Kunſt des Erzählens? Aber Hans, das war ein echter, das hatte er gleich bei dem Döntjen von dem Evangelium des Königiſchen herausgehört.

Gegen Abend gab der Schneider noch zwei zu beſten. Jaſper lachte und lachte.

Und als er abends mit Margret zu Bett ging, ſagte er:

„Du, Gretjen, de Snieder, de gefallt mi. Dor kann man doch 'n vernünfti Wort mit ſchnacken."

Ach, der arme alte Mann. Er hatte noch kein Wort geſagt, aber in ſeinen Gedanken, da hatte er mit dem Schneider ſchon viel, ſehr viel — ‚geſchnackt'."

Mit drolligem Humor iſt hier der Kunſt des Erzählens ein Loblied geſungen. So ein Erzähler, mit dem man eine ganze Weile „geſchnackt" zu haben glaubt, ohne daß man ein Wort zur Unterhaltung beitrug, iſt auch Timm Kröger ſelbſt. Ein echter Erzähler. Man meint nicht zu leſen, man meint zu hören.

Im ſechſten Kapitel dieſer „Miniſter"-Geſchichte will die alte Stubenuhr den im Ein-

ſchlafen begriffenen alten Jaſper Thun durchaus ihre Geſchichten vorbringen.

„Ticktack, ticktack. — Was ich noch fragen wollte. Nicht wahr, die Geſchichte iſt gut?“

„Das geht ſo,“ — murrte Jaſper Thun.

„Geht ſo? Jaſper Thun, du haſt wenig Auffaſſung für Geſchichten.“

„Na, na!“

„Ticktack, ich weiß noch eine. Soll ich ſie dir erzählen?“

„Ein andermal, ich will ſchlafen.“

„Es dauert nicht lang. Es kommt eine Turmuhr darin vor, eine von den großen. Die ſchlägt am hellen Mittag zweihundertſechsunddreißig.“

„Bißchen viel“, — ſagte Jaſper und wälzte ſich auf die andere Seite. — „Reine Feuerglocke.“

„Wurde auch dafür gehalten.“

„Schön, ich will aber ſchlafen.“

„Es dauert einen Augenblick. — Doch halt! Erſt muß ich elf ſchlagen. Horch mal, wies klingt! Ich tus ſtark und mit Gefühl.“

Die Uhr ſchlug ſtark und mit Gefühl und ſetzte mit eifrigem Ticktack ein.

„Nun, Jaſper, willſt du die Uhrengeſchichte

hören? Nein? Nicht die Geſchichte, wie der Uhrmacher beim Reparieren anſtatt der zum Werk gehörigen Schraube die geteerte Schraube einer Radnabe hineingearbeitet hatte, worüber die Turmuhr ſo außer ſich kam, daß ſie zweihundertundſechsunddreißig ſchlug?"

„Ich will ſchlafen."

„Du mußt ſie hören! Es lohnt! Die Leute meinen, es iſt Feuer. Die Feuerwehr kommt mit großem Lärm und Tatarata, und da Rauch aus dem Schornſtein des Pfarrhauſes ſteigt, ſpritzen ſie dem Paſtor die ganze Bude voll."

„Iſt das nicht fein?"

„Sehr fein. — Die Feuerwehr ſpritzt das Pfarrhaus voll, weil die Turmuhr zweihundertdreiundſechzig —"

„Sechsunddreißig" — berichtete die Uhr.

„Dreiundſechzig oder ſechsunddreißig fällt bei ſolchen Lügengeſchichten wohl nicht ſehr ins Gewicht" — fuhr Jaſper auf. — „Und wenn du nun nicht gleich ſtill biſt, ſchlag ich dich morgen in Stücke, dich und dein Windbeutelzifferblattgeſicht."

„Nur nicht ſo grob", — beſchwichtigte die Uhr. — „Ich bin ja ſchon ſtill. — Du ſcheinſt

keinen Spaß zu verſtehen. Meinem Geſchäft nachzugehen, wirſt du mir nicht verbieten wollen, und mein Geſchäft iſt: Stundenſchlag und Pendelgang.“

Sie war ärgerlich und ſchwieg. Nur ihr Geſchäft verſah ſie „unentwegt“, anfangs noch recht vernehmlich, dann aber leiſe und immer leiſer. Nun kam auch er, der Schatten, der auf der Stuhllehne an den Fenſtern gelagert hatte, hängte einen Schleier über die alte Uhr und drückte dem Alten die müden Augen zu.“ —

Wie lebendig iſt das erzählt, wie anſchaulich hält ſich der ganze Dialog in dem kurzen, haſtigen Ticktacktempo einer immer geſchwätzigen alten Uhr.

* * *

Solche alten Sonderlinge wie Jaſper Thun und Hans Ohm, zeichnet Timm Kröger mit beſonderer Liebe. Er iſt bei ihnen, in ihren Katen, zu Hauſe, wie er es bei den Knechten und Mägden in den Ställen und auf dem Felde iſt. Er fühlt mit ihnen. Die kleine Welt ihrer Freuden und Leiden überſieht er mit behaglicher Teilnahme, und wo ſie ſich einmal zum Schauplatz großer, echter Tragik

erweitert, wächſt auch er über den ſchelmiſchen Erzähler kleiner Dorfanekdoten zum eindringlichen Verkündiger herber Menſchenſchickſale hinaus, wie in den größeren Novellen „Der Schulmeiſter von Handewitt“ und „Um den Wegzoll““, und in den kleineren Erzählungen „Im Nebel“ und „Ein Unbedingter“ aus „Leute eigener Art“.

Aber nicht nur ſeine Helden und Heldinnen ſind ihm ein offenes Buch, worin er mit klaren Dichteraugen lieſt, auch die Natur, in der ſie leben, die ihr Sein bedingt, ihr Handeln beeinflußt, ſchlägt ihm jedes ihrer Blätter auf und hat kein Geheimnis für ihn, weil er ihr ſein Herz entgegenbringt, ſie liebt mit der ganzen tiefen, innigen Neigung, die alle Dichter unter ſeinen Landsleuten eignet.

Timm Kröger trat mit ſolchen intimen Naturſkizzen, die einen Novellenkeim in ſich trugen, und ſich manchmal auch zu kleinen Novellen auswuchſen, zuerſt in die Öffentlichkeit. Kleine Bilder aus Moor und Heide, die in ihrem romantiſchen Realismus etwas von Liliencrons Art hatten. Liliencron, der den Gleichalterigen zuerſt zum poetiſchen Schaffen angeregt und ermutigt hatte, konnte

unmöglich ohne Einfluß auf den Landsmann bleiben, wenn dieser ihn auch unter den Dichtern, denen er „die kräftigste Anregung verdankte“, nicht aufführt. Aber wenn Timm Kröger sich einmal dagegen wehrte, als Schüler Liliencrons und gleichsam von ihm abhängiges Talent eingeordnet zu werden, so kann man ihm das nicht verdenken.

Gewiß findet sich Gemeinsames, aber es ist gegen das, was sie deutlich trennt und scheidet, nur ein Weniges, und es ist bei dem unermüdlich mit großer Strenge an sich arbeitenden Dichter immer weniger geworden. In der jetzt als allein gültig vorliegenden neuen Ausgabe seiner Erzählungen, es sind sechs Bändchen, wurde ich nur an einer oder zwei Stellen direkt an Liliencron erinnert. Im übrigen teilt er das Sprunghafte, Skizzenhafte seiner kleinen Naturbilder noch mit anderen als mit Liliencron. Und die Art, wie er erzählt, sein Vortrag ist denn doch ein wesentlich anderer. Es sind geradezu tiefwurzelnde Temperamentsunterschiede. Hier der rüstige Fußgänger, der wohl einmal einen Graben im Sprung nimmt, auch mit dem Springstock, dort der feuerige, verwegene

Reiter, immer über Hecken und Hürden. Und noch mehr tritt der Unterschied in den größeren Novellen zutage. Timm Kröger führt, Liliencron reißt mit. Neben Liliencrons genialem Feuer brennt Timm Krögers stille Flamme in bescheidenerem, aber nicht weniger echtem Glanze.

* *
*

„Eine stille Welt." Bilder und Geschichten aus Moor und Heide nennt sich die Sammlung der kleinen Skizzen und Erzählungen, mit denen der Dichter sich zuerst einführte. Und dieser stillen Welt, abseits, in Moor und Heide, ist er treu geblieben.

Als mich Timm Krögers „Die Wohnung des Glücks" zuerst — es war 1891 — in diese seine stille Welt einführte, gab ich meinem Entzücken öffentlichen Ausdruck, und mein Urteil hat sich bis heute nicht geändert. So mag denn hier nochmals stehen, was ich damals verlauten ließ, zumal der Dichter nachher die Eingangsverse in die neue Ausgabe seines Buches mit aufgenommen hat, um sein Vorwort daran zu häkeln.

Wo?

Es iſt ein ſtilles Land,
Ein Wald am Horizont,
Ein Streifen Heideſand,
Von Mittagsglut beſonnt.

Ich weiß nicht wann und wo.
Ich ging durchs rote Kraut.
Es dämmert mir nur ſo,
Als wärs im Traum geſchaut.

Die große Einſamkeit,
Die Stille wie ein Grab,
Und alles ſo beiſeit,
So von der Welt weitab.

Wüßt ich nur ungefähr
Wohin, ich ging auf Glück,
Und kehrte von daher
Nie mehr zu euch zurück.

In dieſen Verſen habe ich einmal der immer wiederkehrenden Sehnſucht Ausdruck gegeben, dem Heimweh des in die große Stadt verſchlagenen und dort angeketteten Menſchen, der eigentlich nicht dahin gehört, ſondern hinaus aufs Land, in Waldfrieden und Heide-

einſamkeit. Welche Freude, wenn einem das alles nun ins Haus kommt: bemühe dich nicht, heute kommen wir mal zu dir, Wald und Feld, Heide und Moor, in deine kleine Stube. Solche Wunder geſchehen, und die ſie tun, ſind des großen Wundertäters gelehrigſte Schüler: die Dichter. Nur ſie bringens fertig, der bloße Schriftſteller, ſei er noch ſo „vortrefflich“, er kanns nicht. Theodor Storm konnts, Detlev von Liliencron kann es und Timm Kröger kann es auch; ſie ſind nicht die einzigen, dieſe drei, aber ſie ſind die, die mir vor allen ſchleswig-holſteiniſche Wald- und Heideluft in meine vier Wände gebracht haben, ſo daß dieſe anfingen ſich zu weiten, anfingen zu grünen, zu blühen: während meine Hand langſam Blatt für Blatt umwandte, ging ich durch die träumende Heide, oder den ſchweigenden Wald, oder lag im Schatten eines Knicks, flimmernde Feuer vor mir, oder ſtille, klare Seen, wogendes Weideland, worüber der friſche Seewind ſtrich, oder melancholiſche Moore, über die der Kiebitz ſchrie und ein Flug Wildgänſe rauſchte. Ja, die Zauberer, die Dichter.

Timm Kröger gehört zu ihnen! Man hats ihm ſchon nach ſeinen erſten Büchern „Eine

ſtille Welt“ und „Der Schulmeiſter von Handewitt“ geſagt, und ſein neues Buch iſt wieder ſo eins: das konnte nur ein Poet ſchreiben, ein Poet mit warmem, goldigen Herzen, mit echtem Humor und tiefer Liebe zur Heimat, zur Scholle.

Timm Krögers Buch iſt ein einziger Lobgeſang auf ſeine Heimat und auf die Natur.

„Die Liebe zur Natur, das war meine erſte Liebe; ſie hat mich in der Tat zu halsbrecheriſchen Dachpromenaden verführt. Ohne Leiter das ſteile Strohdach hinaufklettern, um von der höchſten Scheunenfirſt die Ausſicht zu genießen, das war meine etwas abſonderliche Liebhaberei. Und dieſe alte Liebe iſt noch nicht geroſtet; der Rundblick über die wilden Moore, über die weiten Eiderwieſen im Süd, Weſt und Nord, über die Waldmaſſen des Geheges im Oſten ſcheint mir faſt ſo ſchön wie die Ausſicht vom Rigi. Wie oft träume ich noch jetzt von dem, woran ich mich einſt auf der Scheunenfirſt erfreute.“

In allen dieſen kleinen und größeren Stimmungsbildern und Geſchichten ſingt und klingt dieſe Heimatsliebe. Und wie ſind dieſe Marſchen und Moore, dieſe Weiden und Heiden,

dieſe Wälder und Waſſer geſchaut und — gefühlt; ſie ſind eben mit dem Herzen geſehen. Welche feinſte Beobachtung, welch intimſtes Mitleben mit der Natur, an Jens Peter Jacobſen erinnernd und an Liliencron. Aber Kröger ſieht und erzählt doch wieder anders als dieſe beiden, er hat ſeine eigenen Augen und ſeine eigene Sprache. Es iſt nicht die feine, nervöſe Art des großen Dänen, und nicht die friſche, ſtrotzende, kecke Kraft Liliencrons, es iſt etwas ſchlichtes, weiches, verträumtes in Krögers Art.

Alle dieſe kleinen Bilder und Geſchichten ſtehen in einem innigen Zuſammenhang: ſie erzählen von dem Sehnen und dem Suchen nach der „Wohnung des Glücks“ und von dem endlichen Finden.

„Ein Kreuzbau wars und ſtrohgedeckt,
So lags auf roter Heide.“

„Einſam, mitten auf ſonniger Heide, im kühlen Schatten gelagert, ſo zieht es durch meine Träume.“ „Endlich habe ich das geſuchte Haus; ich unterſcheide ein Wohnhaus — es iſt ein Kreuzbau —, Linden, ein Stallgebäude, einen Ziehbrunnen.“ „Es ſcheint —

nein, nicht ſcheint, hinweg mit den Konjunktionen des Scheins! — Es iſt die Wohnung des Glücks . . . die Stätte des Friedens —"

„Das Glück auf der Offenſether Heide" iſt die letzte und größte Geſchichte, die uns Kröger erzählt, ſie nimmt faſt das halbe Buch ein.

Dieſe große Erzählung iſt eine ganz prächtige Leiſtung, da zeigt Kröger wieder, was er auch als Novellendichter vermag. Die Geſchichte des guten, kindherzigen Peter Niſſen, deſſen Glück unter den betrügeriſchen Manipulationen des Freundes und Nachbarn Johann Großmacht, des „bäuerlichen Kommerzienrates", faſt zuſammenbricht, wie Peter Niſſen tapfer die Folgen ſeiner Bürgſchaft auf ſich nimmt und trotz allem mit Hilfe ſeiner tapferen Frau ſein Glück ſich zu erhalten weiß, das iſt eine „eindringliche" Geſchichte, „eindringlich" wie das ganze Buch.

Was wiegt ſo ein gutes, ſchlichtes, wahres Buch nicht alles auf an „modernen", großtuenden Romanen und Novellen, die ſich an „tiefen" und „einſchneidenden" Problemen abmühen. Und was hat es in die Wagſchale zu werfen? Nur eins, aber alles: Poeſie!

Und noch eins: „Er hatte ein fröhliches Herz

in der Bruſt.“ O, hätten es doch alle Leute! Aber es iſt ein Geſchenk, man kann ſichs nicht nehmen. Wers aber hat, der hat dann auch leicht „das Glück“ in der Rocktaſche. Ein fröhliches Herz altert nicht. Eine Hoffnung mehr, daß uns Timm Kröger noch weiter beſchenkt. Er hats, alſo muß er geben.

* * *

Timm Kröger gab. Nicht jedes Jahr. Er iſt kein Vielſchreiber. Aber er iſt ein Reicher, der lange aufgeſtapelt und nun anfängt, von ſeinen Schätzen mitzuteilen, bedacht, mit Auswahl, wägend, heilend, putzend, damit auch jedes Stück hübſch und blank in die Welt hinausgeht.

1891 erſchien „Eine ſtille Welt“, 1893 „Der Schulmeiſter von Handewitt“, 1897 „Die Wohnung des Glücks“, 1899 „Hein Wieck“, 1904 „Leute eigener Art“, 1905 „Um den Wegzoll“ und „Der Einzige und ſeine Liebe“. Von allen gilt, was Klaus Groth dem Dichter über ſeine „Wohnung des Glücks“ ſchrieb:

Alſo kurz: ich habe lange nichts geleſen, nennen wirs Roman, Novelle, Erzählung, was mich ſo erfriſcht, erquickt, erhoben hat.

Ich habe Ihr Buch gestern bis in die Nacht hinein mit Spannung auf den Ausgang, mit dankbarem Rückblick in einem Zuge durchgelesen.

Ich fragte einmal meinen Freund Hermann Grimm vor einem Schlachtbilde um sein Urteil. „Möchten Sie dort sein?“ fragte er wieder, was ich ja verneinte.

Wer Ihre Wohnung des Glücks genau besehen, der wird mit mir, wenn wir darnach gefragt werden, gewiß antworten: dort in dem kleinen Hause? mit den alten, einfachen Leuten? in der Einsamkeit? Ja, ja, gerne! bleiben und stille sein!

Ihr Buch ist mit großem Kunstverstand geschrieben. Sie bereiten Ihr Drama so geschickt vor, daß niemand etwas ahnt. Aber vorher lernt, auch der sie nicht kennt, Land und Leute unter Ihrer Führung kennen, als hätte er, wie wir, mit ihnen das Leben verbracht. Sie haben eine eigentümliche Art der Naturschilderung, durch die Sie auch die Öde beleben, wie ein niederländischer Maler. Und auf der kleinen Bühne Ihres Dramas zeigen Sie, daß Sie auch das Menschenherz kennen, seine Regungen belauscht haben bis in die Tiefe

und durch Ihre Darstellung den Leser mitzunehmen verstehen, bis ihm das Herz klopft vor Angst und er erlöst endlich dankbar zurückblickt: denn siehe, es war alles gut.

* * *

„Wie ein niederländischer Maler“:

„Es ist eine ansprechende Fernsicht, die sich von der halbinselartig in die Niederung vorgeschobene Hochfläche der Dorfgemarkung darbietet. Unser Auge schweift über weite, von glitzernden Kanälen und Gräben durchzogene Wiesen; es überfliegt große, graubraune, düstere Moore und dringt hinüber zu den in blauer Ferne verdämmernden Heideflächen des dithmarsischen Landes. Wenn es zwischen dornigen Knicken und buschigen Hecken die Wege zur Wiese hinabgleitet, so duftet es wie Gras und Heu wieder zu uns her, und in der Seele brichts hervor, das langverhaltene Heimweh nach Heumachen und Torfstich, nach dem Rauschen blanker Sensen im saftgeschwollenen Gras, nach dem Flattern weißer Leinenschürzen frischer, brauner Dirnen. Wie der Rechen fliegt, wenn sie den Grasschwaden gewandt haben!

Gern durchmeſſe ich den vielfarbigen Schmuck der Steppenflora. Da nicken in luſtiger Briſe weißflaumige Wollgräſer und hochgeſtielte, hochmütige Blumen in Purpurfarben. Die neigen ſich der kommenden Luftwelle, aber um ſo ſtolzer erheben ſie ſich über das Gold niedriggeborener, im Graſe halb vergrabener Blüten.

Die gefiederten Trappen ſind mir freundlich geſinnt bis auf den Kiebitz. Das iſt ein zorniger Vogel, zumal in der Brütezeit und in der Hegezeit der Neſtlinge. Herausfordernd klingt ſein halb geziſchter, halb gekreiſchter Kehllaut, und zudringlich umkreiſen mich ſeine angriffsluſtigen Scharen, wenn ich mich durch Nachäffung ſeines Geſchreis auf den Neckfuß zu ſtellen verſuche. Die Himmelsziege und ihren meckernden Laut liebe ich ſehr. Bald hämmert der flüchtige Vogel aus blauer Luft, bald erklingt der eigenartig ironiſche Laut wie aus dem Röhricht ſchwarzer, quirlender Sümpfe."

Wie köſtlich weiß der Dichter von der „Melodie der Dreſchflegel" zu erzählen. Wie anſchaulich. Man ſieht es, man hört es.

— „im Geiſte ſeh ich der Dreſchergruppe ſcharf umriſſenes Bild. Klipp, klapp! duff,

duff! Wenn das erſte Paar anſchlägt: ſanft, hell und leicht auf ſtrotzende Ährenköpfe (wuchtige Schläge zermalmen die Körner), genügt der Stoß des elaſtiſchen Handgelenks; die Werkzeuge kreiſen nicht höher, als die Hilgen der ſeitwärts belegenen Pferdeſtälle. Wie anders, wenn der Dreſcher im vollen Stroh arbeitet, und das Werkzeug unter dem Druck der hocherhobenen, muskulöſen Arme niederwuchtet! Der keulenartige Klapper ſtürmt hinauf bis zur Bodendecke der Tenne, verharrt dort während der Dauer eines aufblitzenden Gedankens in ſenkrechter Stellung, dann reißt ihn des Armes Nerv in die Tiefe. Und gierig blinkt im Sprung das weiße Eſchenholz.

Noch höre ich das milde zweiteile „Kling, Klang", dann miſcht ſich genau im Halbſtrich des Taktes das zweite Paar mit dunklerer Klangfarbe in den Reigen, endlich haſtet im Sechſteltakt die luſtige Melodie.

Der Dreſchflegel iſt ein feines Inſtrument, vornehmer als die Geige. Kein anderes offenbart die Perſönlichkeit des Künſtlers, wie dies plumpe Holz. Da gleicht kein Schlag dem anderen und vollendeter Zuſammenklang im ſcheinbaren Wirrwarr. Das alles freilich iſt nur

für den Kenner. Deſſen Ohr aber erlauſcht die Eigenart aller Künſtler. Das iſt ein Diskurs, den er mit ſteigendem Intereſſe verfolgt: behaupten, beſtreiten, beiſtimmen, widerlegen, einſchränken, erweitern — eine Erörterung, die in den tiefſten Schacht ſeines Empfindens dringt — und jeder Redner ein Künſtler. Erſt ergießt ſich der Strom des tadelloſen Vortrages mit ruhiger Kraft, dann im rollenden Glanz flammenden Zornes verwoben, gehemmt, getragen von der Entgegnung ebenbürtiger Meiſter.

Ich ſchwelge.

Bei den leichten Schlägen iſt das Geſpräch munter und troſtreich, aber von finſterer Tatkraft, was auf der Garben Mitte niederſauſt. Jene Klänge ſcheinen ſich tändelnd zu nähern, ab und zu haſcht ein lieblicher nach mir im neckiſchen Frohmut. Aber dumpf, grollend und drohend entweicht es wieder im grauen Winternebel der Landſchaft.

Nun arbeiten die Werkzeuge mit geſteigerter, düſterer Gewalt. Und jählings Stille. In tiefſter Erbitterung brach man ab: es ſchien nur zu geſchehen, um der Gewalt Raum und Atem zu verſchaffen."

Wenn Timm Kröger ſeine Novelle „Ein Unbedingter“ alſo beginnt:

„Im Norden unſeres Landes, wo die Hochebene des Mittelrückens anfängt, wellenartig nach der Eiderniederung abzufallen, liegt ein Kirchdorf . . . ein alter Ort. Und der Ruhm hiſtoriſcher Ehrwürdigkeit ruht, wie Kellerſtaub am Flaſchenhals alter, feiner Weine, auf ſeinem verwitterten Turm“ — wird man nicht bei dieſem feinen, köſtlichen Vergleich ſofort fröhlicher Zuverſicht: jetzt gibt es etwas Gutes und Feines zu ſchmecken? freut man ſich nicht auf die Geſchichte, wie auf einen feinen alten Tropfen?

Oder wenn er uns mit ein paar Strichen den alten Jaſper Thun in ſeiner Ofenecke malt:

„Jaſper Thun war allein in der Stube, aber Jaſper Thun antwortete nicht. Er ſaß in ſeinem mit braunem Leder überzogenen Lehnſtuhl, — das Geſicht an der Ofenklappe — rechts vom Beilegerofen, gegen den er die Füße ſtemmte. Er hatte eine dicke Backe, aber das war nichts ſchlimmes, ſondern eine Priſe Kautabak. Auf ſeinem Kopf trug er eine in Zebraſtreifen gehäkelte blauweiße Zipfel-

mütze. Seine Margret häkelte und ſtrickte ihm hiervon zwei Sorten, eine in Wolle für den Winter, eine in Baumwolle für den Sommer. Als mein Ohm in die Stube trat und guten Morgen bot, trug Jaſper die baumwollne.

Wir verweilen nicht ohne Grund bei der Mütze, denn als der Alte den fremden Schneider ſah, zog er das Netz über ſein Geſicht und beobachtete ihn durch die Maſchen."

Hat der Dichter uns da nicht auch gleich ſein Netz über das Geſicht gezogen, ſo daß wir nur durch ſeine Maſchen beobachten können, hat uns gleich eingefangen, eingeſponnen in dieſen Verlehntswinkel ſeiner ſtillen Welt?

* * *

Timm Kröger iſt aber nicht nur Kleinmaler und Stillebenmaler. Soweit er ſich auch den Dingen hingibt, er verliert ſich nicht an ſie. Es iſt meiſterhaft, wie er in der liebevoll geſchilderten Natur dem Menſchen ſein Recht zu wahren weiß. Alle dieſe feinen, tiefen und innigen Naturſchilderungen, ſo verſchwenderiſch ſie ausgeſtreut ſind, drängen ſich doch nie als Selbſtzweck auf, überwuchern nie die Handlung und beeinträchtigen nicht das Inter-

eſſe an den Schickſalen der in dieſe Natur mit ſicherer Hand hineingeſtellten Menſchen. Das macht, Timm Kröger iſt bei aller romantiſchen Naturſchwärmerei und niederſächſiſchen Weichheit ſeiner Dichterpſyche ein Künſtler, dem die Gabe ſtraffer, logiſcher Kompoſition nicht verſagt iſt. Keime dazu zeigen ſich ſchon in den erſten kleinen Heidenovellen. Ein bewundernswerter Fleiß in unermüdlicher Arbeit an ſich, hat den Dichter von dem „Schulmeiſter von Handewitt“ aufwärtsgeführt bis zu einem ſo ſchönen, geſchloſſenen Kunſtwerk, wie die Novelle „Um den Wegzoll“, die vorläufig ſein Meiſterſtück, die Krone ſeiner Schöpfungen iſt.

Schon im „Schulmeiſter von Handewitt“ war es ihm gelungen, eine an ſich nicht gerade originelle Fabel durch eine poetiſche Wildnis von Naturſchilderungen und philoſophiſchen Betrachtungen mit feſter Hand zum Ausgang zu führen. Aber der Dichter fand ſelbſt, daß des Beiwerks zu viel war und ging an ein Beſchneiden. Das Reſultat dieſer Gärtnerarbeit war die zweite Auflage dieſer Erzählung, die unter dem fragenden Weltanſchauungstitel „Schuld?“ das Dogma der Willensfreiheit in den Vordergrund rückte. In der

dritten Auflage kehrte der Dichter zum alten Titel zurück und verdichtete den Stoff abermals, durch ein nochmaliges Ausmerzen alles überflüssigen philosophischen Beiwerks.

Die Geschichte von der Liebe des ehemaligen verkrachten Theologen und jetzigen Schulmeisters Rudolf Schmidt zu Frau Sophie, der „Gräfin von Birkenrade", wie sie der Spott nennt, die an der Seite ihres Trunkenbold von Mannes die Schuld einer schwachen Stunde sühnt, diese Geschichte wird jetzt in der eindringlichen Wirkung ihrer erschütternden Tragik durch nichts behindert.

Der köstliche Humor Timm Krögers, der sich in der Schilderung der Bauern von Handewitt und ihres Verhaltens zu den „Gräflichen" selbst ein Fest gibt, schafft in der nun folgenden großen Erzählung „Hein Wieck" ein reizendes, behagliches Idyll. Die Geschichte des kleinen Hein, der erst nicht recht weiß, ob er lieber Hofbesitzer, Bettler oder Butterkerl werden wolle, und der dann nachher als Kuhjunge bei Harm Kühl beginnt, um schließlich als wohlhabender Sägemüller seine Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft einzunehmen — diese Geschichte mit den lustigen Heubodenabenteuern

des kleinen Hein, die er so schmerzlich am Ohrläppchen büßen muß, ist leider nur fragmentarisch geblieben. Sie sollte sich nach Absicht des Dichters eigentlich zu einem Lebensroman auswachsen. Mangel an Zeit — Krankheit und Berufsgeschäfte — ließ diese Ausgestaltung nicht zu. Aber auch so, wie es ist, ist es gut. Die köstliche Geschichte der Leiden und Freuden eines Stalljungen.

* * *

„Der Einzige und seine Liebe", dichterisch ganz dieselben schönen Eigenschaften zeigend, wie alle Krögerschen Bücher, scheint mir künstlerisch doch nicht ganz einwandfrei zu sein. Vielleicht ist dem Dichter das, was er gewollt hat, nicht rein gelungen. Man leugnet die Möglichkeit eines solchen Charakters nicht, kann sich aber doch eines Zweifels nicht erwehren, wenn der brutale Holzhändler Jochen Riese zum Empfang der Braut, die er sich durch den Ruin ihres Vaters willig gemacht, das Zimmer theatralisch mit Palmen und Blattpflanzen dekorieren läßt. Der Dichter selbst schreibt mir freilich: „O doch! — Das ist echt bäurisch protzig! Gerade auf diesen

Zug, deſſen Wahrheit ich kenne und empfinde, bin ich ſtolz. Juſt darin offenbart ſich die die hohle Romantik des Rieſe. Und wäre er kein Romantiker, ſo würde der Übermenſch auf der Bühne nicht ſo großen Eindruck auf ihn gemacht haben." Ich will nicht ſtreiten, ich mag mich irren, und andere vermiſſen vielleicht nichts in der Motivierung. Und da es immer intereſſant iſt, des Autors eigene Meinung zu hören, ſo mag zu dieſer Novelle der Dichter auch weiter das Wort nehmen.

„Was nun den Holzhändler in „Der Einzige und ſeine Liebe" anbetrifft, ſo lockte mich — neben andern Ideen — die Darſtellung des Bruchs in einem Charakter (vergl. Brechunow in Wirt und Knecht, Tolſtoi), bei einer romantiſchen Natur. Denn eine romantiſche Natur — eine, die ſich niemals genug tun kann, die auf das Ganze geht, der die Idee der Dinge mehr gilt, als die Dinge ſelbſt . . . iſt der Holzhändler trotz alledem, — in dieſem Sinn alſo auch Idealiſt. Sehen die Romantiker ſich in den Ideen, denen ſie nachjagen, getäuſcht, dann folgt der Stimmungsumſchlag. Und ein ſolcher Stimmungsumſchlag kann — äußerlich genommen — eine

Charakterveränderung zur Folge haben. Die menſchliche Pſyche iſt ein kompliziertes Ding. Vieles ſchien nicht vorhanden, weil es im Schatten ſtand, es blüht auf, gedeiht . . . gedeiht mit derſelben ſproſſenden Fülle wie ſeine Schattenſpender, nachdem dieſe gefallen ſind."

Und in einem andern Briefe fährt der Dichter alſo fort:

— „ſo iſt es Ihnen vielleicht von Intereſſe, zu wiſſen, worin ich den Ausgangspunkt meines Schaffens ſehe.

Ich behandle die Menſchen, die Dinge und die ganze Welt (mich ſelbſt und die traditionellen Satzungen unſerer Kirche nicht ausgenommen) ironiſch. An der Idee, die der Schöpfer vielleicht im Sinn hatte, als er Dinge und Menſchen entſtehen ließ, ſehe ich überall die Schlacken. Inſoweit bin ich der Anſicht, daß alles, was beſteht, wert iſt, zugrunde zu gehen. Und doch rechne ich mich zu den Optimiſten. Ich bin des Glaubens, daß in einem unſrer Erfahrung verſchloſſenen Sein eine beſſer gelungene Welt beſteht, von der die uns umgebende nur ein Traum- und Abbild iſt. Mein Optimismus wurzelt alſo im Tranſzendentalen.

Ich ſchildere, ſchaffe und dichte Welten und Geſtalten, ſtets mit dem ſeeliſchen Vorbehalt, daß auf ſie, ſoweit ſie irdiſch ſind, nicht viel ankommt, wenn uns nur der letzte Aufſchwung ins Reich der Ideale gelingt.

Deshalb fliegt Jaſper mit verklärter Wollmütze, fliegt Hans Ohm, frei von aller Erdenſchwere, himmelan, deshalb iſt der Unbedingte faſt ein Glücklicher zu nennen, als er ſich entſchließt, dem Kaiſer zu geben, was des Kaiſers iſt, deshalb bezahlt Peter Holling im Moorgraben den Wegzoll in die Ewigkeit durch innere Umkehr. Und deshalb auch der Charakterbruch bei dem Einzigen.

Es iſt das ſelbverſtändlich nicht immer rein zum Ausdruck gekommen."

* *
*

Mit dem nächſten Wurf gelingt nun dem Dichter ſein Meiſterwerk, in dem alles, was er beabſichtigt „rein zum Ausdruck kommt", ein volles, rundes Kunſtwerk. „Um den Wegzoll" braucht ſich vor den beſten Novellen Storms nicht zu verſtecken. Das Ganze baut ſich prächtig auf, folgerichtig, notwendig.

Nichts Überflüſſiges an Zierat, Schilderun-

gen und Betrachtungen nicht mehr, als ſich notwendig von ſelbſt ergeben. Die Menſchen, echte Bauerntypen, in Farbe und Zeichnung rund und lebendig. Ein glücklicher Stoff mit reifer Kunſt behandelt. Es iſt in dieſer Novelle etwas von der Herbheit der großen Kunſt, die ſich aller Mätzchen enthält, die es verſchmäht, durch irgend welchen ſchönen Aufputz zu beſtechen.

Peter Holling, der „Zollwirt“, trotzt auf ein altes, längſt durch die Zeitumſtände aufgehobenes Recht, Chauſſeegeld zu erheben. Sein Nachbar Hans Rohwer iſt der erſte, der ihm ſo beiläufig im freundſchaftlichen Geſpräch zu verſtehen gibt, daß dieſes ſein Recht doch wohl nicht mehr ſo unanfechtbar ſein dürfte. Das erhitzt dem Peter Holling das Gemüt. Er vergißt darüber, weshalb Hans Rohwer eigentlich bei ihm war. Er ſollte ſeinen Knick dicht machen, damit Rohwers Kühe nicht in ſeinen Acker einbrechen könnten. Hans Rohwer hat ſeine Pflicht getan. Er hat angeſagt. Aber Peter Holling vergißt die ſeine. Als nun des Nachbars Kühe ſich das Loch in ſeinem Knick zunutze machen, gerät er in Wut und „verſchüttet“ ſie. Das iſt ein unerhörtes Stück,

ſeit Menſchengedenken kein Brauch bei den Bauern. Aber Peter Holling kann in dieſem Fall mal auf ein altes, zwar außer Gebrauch gekommenes, aber nicht aufgehobenes Recht fußen. Hans und Peter geraten aneinander. Sie ſchlagen ſich. Zwei angeſehene Bauern, die ſich ſchlagen! Auf Peters Koppel iſt es. Hans, der gutmütige, ehrliche, ruhige Hans, der Peters Tochter Anna liebt, tat ſein möglichſtes, um Peter zur Vernunft zu bringen. Aber Peter wollte nicht. Peter flog dreimal in den Sand. Es war auf ſeinem eigenen Acker.

Mit feinem Kunſtverſtand rückt der Dichter dieſe hochdramatiſche Szene doch etwas von uns ab, läßt ſie uns nur mit den Augen eines Hütejungen ſehen, der zufällig, hinterm Knick verſteckt, Zeuge wird. So wirkt ſie nicht in ihrer ganzen brutalen Kraft und der Dichter bewahrt ſich die Möglichkeit einer Steigerung bis zu den wuchtigen, tragiſchen Szenen des Schluſſes.

Der offene Bruch iſt da. Hans reſpektiert nicht Peters Zollgerechtſame. Den Schlagbaum zertrümmert er mit der blanken Axt. Nun geht es an ein Prozeſſieren. Aber Peter ſucht umſonſt beim Gericht Anerkennung ſeines

vermeintlichen Rechtes.

Wie ſich zuletzt dieſer mit aller bäuerlichen Zähigkeit geführte Kampf bis zu erſchütternder Tragik zuſpitzt, Peter Holling bei Nacht und Nebel ins Moorwaſſer gerät und von ſeinem Feind, dem er zugeſchworen hatte, ihn in gleicher Lage nicht aus dem Loch herausholen zu wollen, — wie er von Hans Rohwer, dem eine Traumahnung, ein „Geſicht", zur rechten Zeit an den Ort des Unfalls führt, gerettet wird, und wie er auf dem Kranken- und Sterbebett ſich reuig mit ihm verſöhnt, das alles iſt ſo ſchlicht und einfach und doch mit ſo dramatiſcher Wucht erzählt, wie es nur einem echten, reifen, tiefen Dichtergemüt gelingt.

Krögers Humor kommt auch hier wieder in der Schilderung des Volksanwaltes Georg Heinrich Joens zu ſeinem Recht. Eine rührende Geſtalt iſt die Anna, die mit ihrer Liebe zwiſchen den ſtreitenden Parteien ſteht. Von hoher, ſchlichter Schönheit iſt die Begegnung der beiden Liebenden auf der hohen Koppel, wo das Mädchen in der Angſt um ihren alten Vater ſeinen Gegner bittet, doch nicht zu prozeſſieren. Kein Wort von Liebe fällt in dieſer

Unterhaltung, und doch ist es eine Liebesszene, von tiefen, innigen Herzenstönen durchzittert.

* * *

Noch steht Timm Kröger mitten im Schaffen. Der kraftvolle Aufstieg, den er bisher genommen, läßt noch viel Reifes und Schönes von ihm erhoffen. Die kleine Gemeinde, die ihn schon jetzt nach seinem Wert schätzt, wird sich vergrößern. Es fehlt nicht an berufenen und gewichtigen Stimmen, wie u. a. Adolf Bartels, die für ihn werben. Das ist ja auch der Zweck dieser kleinen Arbeit.

Man muß das deutsche Volk zu den Dichtern führen, die abseits vom großen Markt ihrem Gott und ihrem Volke auf ihre Weise dienen. Ihrem Volke dienen, indem sie ihm seine Art, seine Arbeit und seine Heimat in einem reinen Lichte zeigen, verklären, und ihrer Liebe immer wieder aufs neue näherbringen.

Wer Liebe säet, soll aber Liebe ernten. Und so hoffe ich, mir M. G. Conrads schöne Worte über Timm Kröger zu eigen machend, „daß das deutsche Volk, soweit es gesund und gütig ist, diesen echten Volks- und Heimatdichter noch voll Inbrunst ans Herz drücken wird."

Verlag von Alfred Janſen in Hamburg.

Novellen von Timm Kröger

Um den Wegzoll.

Gebunden 2 M.

Der Einzige und ſeine Liebe.

Gebunden 2 M.

Leute eigener Art.

Novellen eines Optimiſten. 2. Auflage.
Gebunden 3 M.

Eine ſtille Welt.

Bilder und Geſchichten aus Moor und Heide.
3. Auflage. Gebunden 3 M.

Der Schulmeiſter von Handewitt.

3. Auflage. Gebunden 2 M.

Hein Wieck.

Eine Stall- und Scheunengeſchichte.
2. Auflage. Gebunden 2 M.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Um den Wegzoll

Das ist wieder einmal ein Juwel reiner und echter Novellenerzählungskunst, ein neues Schmuckstück für die Schatzkammer der kleinen Meisterwerke, mit denen uns die Mörike, Heyse, Storm, Keller beschenkt haben. Julius Hart im Tag.

Es ist wie ein Geschenk der goldenen Erzählkunst, so aus ganzer, voller Seele gegeben, so vollendet, so tief erquickend und den Beschenkten beglückend. — Ein seltener Glanz liegt auf dieser Moor-Geschichte. Breslauer Morgenzeitung.

Ein Meisterstück reifer Kunst. Alles ist rund und knapp, kernig und gesund.
A. Biese in der Deutschen Literaturzeitung.

Eine Dorfgeschichte, wie sie sein soll, aus dem eigenen Volksstamm herauskristallisiert zur Freude aller, die das Besondere schauen können und doch überall den Menschen finden wollen.
Ad. Bartels in der Deutschen Monatsschrift.

Eine Bauerngeschichte in des Wortes eigenster Bedeutung. Niedersachsen.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Gustav Falkes Werke

Gedichtbücher:

Mynheer der Tod. 2. Auflage. Gebunden 4 M.

Tanz und Andacht. 2. Auflage. Gebunden 4 M.

Zwischen zwei Nächten. 2. Auflage. Gebunden 3 M.

Neue Fahrt. 2. Auflage. Gebunden 4 M.

Mit dem Leben. 2. Auflage. Gebunden 3 M.

Hohe Sommertage. 2. Auflage. Gebunden 3 M.

Jeder Band in Leder gebunden 1 M. 50 Pf. mehr.

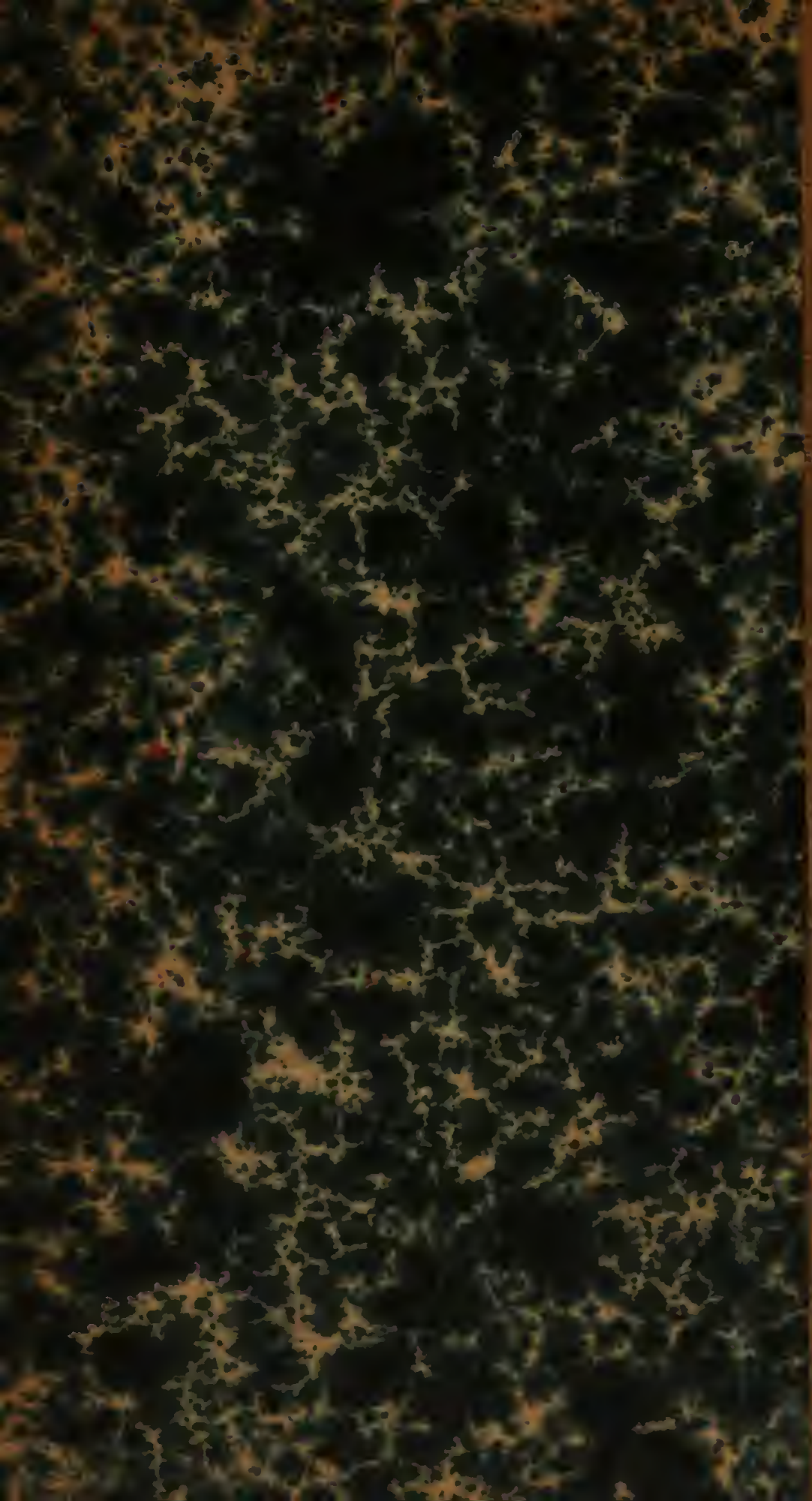
Ausgewählte Gedichte. (Hamburgische Hausbibliothek.) Gebunden 1 M.

Der gestiefelte Kater. Dichtung in elf Gesängen. Gebunden 3 M.

Gustav Falke als Lyriker. Auswahl aus seinen Dichtungen mit selbstbiographischer Skizze und einer Einleitung von Dr. M. Spanier. 5. Tausend. Kartoniert 1 M.

Prosabücher:

Aus dem Durchschnitt. Roman. 2. Auflage. Gebunden 3 M.

Der Mann im Nebel. Roman. 2. Auflage. Gebunden 3 M. 50 Pf.

Aus Muckimacks Reich. Märchen und Satiren. Mit Bildern von M. Dasio. Gebunden 4 M.